

Tucholsky Wagner Zola Scott Sydow Schlegel
Turgenev Wallace Fonatne Freud
Twain Waltherr von der Vogelweide Fouqué Friedrich II. von Preußen
Weber Freiligrath Ernst Frey
Fechner Fichte Weiße Rose von Fallersleben Kant Ernst Frey
Fehrs Engels Fielding Eichendorff Tacitus Dumas
Faber Flaubert Eliasberg Zweig Ebner Eschenbach
Feuerbach Maximilian I. von Habsburg Fock Eliot Vergil
Ewald Elisabeth von Österreich London
Goethe Mendelssohn Balzac Shakespeare Rathenau Dostojewski Ganghofer
Lichtenberg Doyle Gjellerup
Trackl Stevenson Tolstoi Hambroch
Mommsen Thoma Lenz Hanrieder Droste-Hülshoff
Dach Verne von Arnim Hägele Hauff Humboldt
Reuter Rousseau Hagen Hauptmann Gautier
Karrillon Garschin Defoe Hebbel Baudelaire
Descartes Hegel Kussmaul Herder
Wolfram von Eschenbach Darwin Dickens Schopenhauer George
Bronner Melville Grim Jerome Rilke Bebel Proust
Campe Horváth Aristoteles Federer Herodot
Bismarck Vigny Gengenbach Barlach Voltaire Heine
Tersteegen Gilm Grillparzer Georgy
Storm Casanova Lessing Langbein Gryphius
Chamberlain Lafontaine Schiller Kralik Iffland Sokrates
Schilling Bellamy Gerstäcker Raabe Gibbon Tschchow
Katharina II. von Rußland Balamy Gerstäcker Raabe Gibbon Tschchow
Löns Hesse Hoffmann Gogol Wilde Vulpis
Luther Heym Hofmannsthal Klee Hölty Morgenstern Gleim Goedicke
Roth Heyse Klopstock Puschkin Homer Mörike Musil
Luxemburg La Roche Horaz Kraus
Machiavelli Kierkegaard Kraft Kraus
Navarra Aurel Musset Lamprecht Kind Kirchhoff Hugo Moltke
Nestroy Marie de France Laotse Ipsen Liebknecht
Nietzsche Nansen Lassalle Gorki Klett Leibniz Ringelnatz
Marx vom Stein Lawrence Irving
von Ossietzky May Knigge
Petalozzi Platon Pückler Michelangelo Kock Kafka
Sachs Poe Liebermann Kock Korolenko
de Sade Praetorius Mistral Zetkin



tredition®

PROJEKT



GUTENBERG-DE

tredition und das Projekt Gutenberg-DE

Mehr als 5.500 Romane, Erzählungen, Novellen, Dramen, Gedichte und Sachbücher in deutscher Sprache von über 1.200 Autoren – das Projekt Gutenberg-DE ermöglicht den Zugang zu klassischer Literatur aus zweieinhalb Jahrtausenden in digitaler Form. Der Großteil der Titel ist seit Jahren vergriffen und nicht mehr im Buchhandel oder Antiquariaten erhältlich.

tredition hat sich die Aufgabe gestellt, die Buchtitel des Projekt Gutenberg-DE wieder als gedruckte Bücher zu günstigen Ladenpreisen zu verlegen. Mehr als 2.000 Titel sind bereits wieder erschienen und überall im Buchhandel erhältlich. Die Stärke von tredition nutzen auch viele Autoren, die selbständig ein Buch veröffentlichen möchten. Mehr dazu unter **www.tredition.de**.

Eine Übersicht aller verfügbaren Titel senden wir gern auf Anfrage zu (www.tredition.de/kontakt) oder stöbern Sie online unter **<http://www.tredition.de/projekt-gutenberg>**.

Faust: Erzählung in neun Briefen

Ivan Sergejevich Turgenev

Impressum

Autor: Ivan Sergejevich Turgenev
Übersetzung: Friedrich von Bodenstedt
Umschlagkonzept: Buchgut, Berlin

Verlag: tredition GmbH, Mittelweg 177, 20148 Hamburg
ISBN: 978-3-8424-1212-5
Printed in Germany

<http://www.tredition.de/projekt-gutenberg>
<http://projekt.gutenberg.de>

Copyright/Nutzung der Werke
Alle Bücher im Projekt Gutenberg-DE sind nach unserem besten
Wissen frei von Urheberrecht.

Dieses Buch entstand durch eine Kooperation von tredition und
Projekt Gutenberg-DE.

Ziel der Kooperation von tredition und dem Projekt Gutenberg-DE ist es, deutschsprachige Literatur wieder in Buchform verfügbar zu machen. Die Wiederveröffentlichung einer bestimmten historischen Ausgabe kann nicht gewährleistet werden. Da die Werke des Projekt Gutenberg-DE eingescannt und digitalisiert werden, können etwaige Fehler nicht komplett ausgeschlossen werden. Das Projekt Gutenberg-DE tut jedoch sein Bestes, um die Werke bestmöglich zu bearbeiten. Sollten Sie trotzdem einen Fehler finden, bitten wir diesen zu entschuldigen. Die Rechtschreibung der Originalausgabe wurde unverändert übernommen. Daher können sich hinsichtlich der Schreibweise Widersprüche zu der heutigen Rechtschreibung ergeben.

Text der Originalausgabe

Ivan Sergejevich Turgenev

Faust: Erzählung in neun Briefen

Entbehren sollst du! sollst entbehren!

Pawel Alexandrowitsch B. an Simeon Nikolajewitsch W.

Dorf M., 6. Juni 1850

Vor vier Tagen hier angekommen, liebster Freund, erfülle ich heute mein Versprechen, Dir zu schreiben. Seit dem Morgen rieselt ein feiner Regen herab, der mich im Zimmer hält; und außerdem verlangte mich sehr danach, ein wenig mit Dir zu plaudern. Da sitze ich nun wieder in meinem alten Nest, welches ich – ach, es ist traurig zu sagen – volle neun Jahre nicht gesehen habe. Was ist in diesen neun Jahren nicht alles vorgegangen! Ich selbst, wenn ich es so recht bedenke, komme mir wie ein ganz anderer Mensch vor. Ich bin in der Tat wie umgewandelt. Du erinnerst Dich wohl des kleinen, dunklen Spiegels in unserem Gastzimmer, der noch von meiner Urgroßmutter herstammt und an den Ecken mit so wunderlichen Schnörkeln verziert ist, – Du pflegtest immer Betrachtungen anzustellen, was er vor und seit hundert Jahren gesehen haben müsse. Ich warf gleich nach meiner Ankunft einen Blick hinein und erschrak über mich selbst. Noch nie war es mir so jäh und lebhaft vor Augen getreten, wie ich gealtert bin und mich in der letzten Zeit verändert habe. Übrigens nicht ich allein bin älter geworden; mein schon lange baufälliges Häuschen droht völlig aus den Fugen zu gehen und zeigt nach allen Seiten eine bedenkliche Neigung zur Erde. Meine wackere Wassilewna, die Haushälterin (Du hast sie gewiß nicht vergessen, da Dir ihre eingemachten Früchte immer vortrefflich mundeten), ist ganz dürr und krumm geworden, ganz zusammengeschrumpft. Sie konnte vor Freude des Wiedersehens weder aufschreien noch weinen, sondern keuchte und hüstelte nur,

sank erschöpft auf einen Stuhl nieder und streckte zitternd die welken Arme aus.

Der alte Terenti hält sich zwar noch stramm und rüstig aufrecht wie früher und setzt beim Gehen die Füße auswärts, trägt auch noch die gelben Nankinghosen und die knarrenden bockledernen Schuhe mit hohem Besatz und Schleifen, die er so oft mit Rührung ansah. Aber, großer Gott, wie schlottern jetzt diese Hosen um seine mageren Beine! Wie bleich ist sein Haar geworden, und wie faltig ist das Gesicht! Es war komisch, als er mit mir zu sprechen anfang und ich ihn im Nebenzimmer Befehle erteilen hörte, und doch dauerte er mich; er hat alle seine Zähne verloren und kann kein Wort ohne Pfeifen und Zischen hervorbringen.

Dagegen hat sich der Garten merkwürdig verschönert. Du erinnerst Dich der Akazien, des Flieders, des Geißblatts, aller Bäumchen, die wir beide hier pflanzten – sie sind zu prächtigen Bäumen herangewachsen. Die Birken und die Ahornbäume, alles ist mächtig in die Höhe und Breite gegangen; besonders die Lindenallee ist wundervoll. Ich habe eine Vorliebe für diese Allee, für ihr sanftes und frisches Grün, für den feinen Duft, welchen sie verbreitet, für das Lichtgewebe, das sich durch die buschigen Zweige über den dunklen Boden hinzieht; Sand, wie Du weißt, gibt es hier nicht. Meine junge Lieblingseiche ist ein Baum von bedeutendem Umfang geworden. Gestern brachte ich ganze Stunden unter ihrem Schatten zu. Mir war es so wohl. Ringsum üppiger Rasen; über alles breitere sich ein goldenes Licht, es drang sogar in den Schatten; und was die Vögel sangen! Du hast hoffentlich nicht vergessen, daß die Vögel meine Leidenschaft sind. Die Tauben girrten, die Goldammer pff; der Fink ließ jeden Augenblick sein lustiges Lied wieder vernehmen, die eifersüchtigen Grasmücken wollten auch nicht stumm bleiben; von fern ertönte noch die klagende Weise des Kuckucks und der ungestüme Schrei des Grünspechts. Ich lauschte, in süße Träumerei versunken, diesen harmonischen Tönen und wurde nicht müde, sie zu hören. Auch ist nicht bloß im Garten alles emporgewachsen; auf jedem Schritt begegne ich rüstigen Burschen, in welchen ich die kleinen Jungen von ehemals nicht wiedererkenne. Aus Deinem Liebling Timoscha ist ein mächtiger Timofej geworden. Du warst damals besorgt um seine Gesundheit und prophezeitest ihm die Schwindsucht; wenn Du jetzt auf seine gewaltigen roten Hände

blicktest, die aus den engen Ärmeln seines Rockes hervorstrotzen, wie würdest Du staunen über die kräftigen Muskeln! Er hat einen Nacken wie ein Stier, und sein Kopf ist bekränzt mit krausem, blondem Haar – kurz, ein wahrer Herkules Farnese. Übrigens fand ich sein Gesicht weniger verändert als die anderen, nicht einmal viel voller ist es geworden, und das heitere, wie Du zu sagen pflegtest, gähnende Lächeln ist noch ganz dasselbe. Ich habe den Burschen zu meinem Kammerdiener gemacht; meinen letzten, den ich in Petersburg hatte, ließ ich in Moskau zurück. Er hatte es sehr darauf abgesehen, mich zu beschämen und mir seine Überlegenheit in residenzlichen Manieren fühlbar zu machen. Von meinen Jagdhunden fand ich keinen einzigen wieder. Nefka allein hat die anderen überlebt, doch er harrete auch er nicht meine Rückkehr wie Argos die des Odysseus. Es war seinem erlöschenden Blicke nicht vergönnt, den einstigen Herrn und Jagdgenossen wiederzusehen. Schafka aber ist gesund, bellt noch immer heiser, hat noch immer ein zerrissenes Ohr und Kletten im Schweife, wie es in der Ordnung ist.

Ich habe mich in Deinem ehemaligen Zimmer eingerichtet. Es ist allerdings sehr der Sonne ausgesetzt und wimmelt von Fliegen; aber man spürt hier weniger als in den anderen Zimmern den Geruch des alten Hauses. Seltsam, dieser scharfe, säuerliche, modrige Geruch wirkt mächtig auf meine Phantasie; nicht gerade unangenehm, im Gegenteil; aber er stimmt mich trüb und endlich melancholisch. Ebenso wie Du liebe auch ich die alten bauchigen Kommoden mit Messingplättchen, die weißen Sessel mit ovalen Lehnen und geschweiften Füßen, die fliegenbesetzten Kristalllüster, kurzum jedes altväterliche Möbel; aber beständig dergleichen anzusehen, vermag ich nicht; es versetzt mich in einen Zustand beunruhigender Langeweile. Das Zimmer, welches ich bewohne, ist ganz einfach möbliert. Doch habe ich in der Ecke einen schmalen, langen Schrank stehenlassen mit Fächern und staubbedecktem grünem und blauem Glasgeschirr darauf, und an die Wand ließ ich jenes weibliche Bildnis in schwarzem Rahmen hängen – weißt Du noch ? – , welches Du ein Porträt der Manon Lescaut nanntest. In den neun Jahren ist die Farbe dieser jungen Frau etwas trüb geworden, indes ihren Augen der sanfte, sinnige Ausdruck, wie ihren Lippen das leise melancholische Lächeln geblieben ist; und ihrer zarten Hand entfällt noch die halb zerpflückte Rose. Sehr amüsieren mich die Rollos an meinen

Fenstern; sie waren einst grün, jetzt sind sie von der Sonne vergilbt. Die schwarzen Zeichnungen, womit sie ein erfindungsreicher Künstler ausgeschmückt hat, stellen einige Hauptscenen aus dem Einsiedler von d'Arlincourt vor: eine Entführungs- und Mordszene, alle möglichen Schrecken; und dabei ringsumher dieser tiefe Frieden, dieser sanfte Abglanz, der von den Rollos selbst auf die Decke fällt!

Seit meiner Ankunft erfreue ich mich einer vollständigen Seelenruhe. Ich habe keine Lust, etwas zu machen, noch jemand zu sehen; zu träumen habe ich von nichts, zum Denken bin ich zu träg, nur zum Sinnen nicht. Denken und Sinnen, wie Du selbst recht gut weißt, sind zwei verschiedene Dinge.

Zuerst waren die Erinnerungen der Kindheit über mich gekommen. Bei jedem Schritt, den ich auf der heimatlichen Erde tat, bei jedem Gegenstand, den ich erblickte, stiegen sie in vollkommener Klarheit bis auf die geringfügigsten Einzelheiten vor meiner Seele auf; dann wechselten diese Erinnerungen mit andern, dann ... dann wandte ich mich leise ab von dem Vergangenen, und mir blieb nur eine Art angenehmer Abspannung, eine einschläfernde Schwere in dem Herzen zurück. Denke Dir, als ich so neulich auf dem Damm unter einem Baume saß, fing ich mit einemal zu weinen an und würde trotz meiner vorgerückten Jahre noch lange geweint haben, hätte ich nicht eine alte Bäuerin bemerkt, welche mich neugierig betrachtete und dann, ohne das Gesicht von mir zu wenden, sich tief bückend, vorbeiging. Mir ist dieser Gemütszustand, die Tränen abgerechnet, sehr angenehm, und gern möchte ich ihn bis zum Zeitpunkt meiner Abreise, das heißt bis zum September, bewahren. Ich würde sehr übler Laune sein, wenn einer meiner Nachbarn mich aufsuchte; doch glaube ich, daß ich dies nicht zu befürchten habe, da meine nächsten Nachbarn weit genug von mir hausen. Du verstehst mich, davon bin ich überzeugt; Du weißt aus eigener Erfahrung, wie wohlthätig oft diese Einsamkeit ist... Ich bedarf ihrer jetzt nur zu sehr nach all meinen Wanderungen.

Überdies kann ich mich nicht langweilen. Ich habe Bücher mitgebracht, und hier ist auch eine ansehnliche Bibliothek. Als ich gestern die staubigen Bücherschränke durchstöberte, fand ich mehrere interessante Werke, denen ich früher keine Aufmerksamkeit schenkte;

unter andern eine handschriftliche Übersetzung von Voltaires »Candide« aus den siebziger Jahren; dann Journale aus derselben Zeit: »Le caméléon triomphant« (Mirabeau); »Le paysan perversi« etc. Es fielen mir Kinderschriften in die Hand; sie hatten teils mir selbst, teils meinem Vater, meiner Großmutter und – denke nur – meiner Urgroßmutter gehört. Auf einer ganz alten französischen Grammatik in buntem Einband steht mit großen Buchstaben »Ce livre appartient à Mlle. Eudoxie de Lavrine« und darunter die Jahreszahl 1741. Dann sah ich Bücher, die ich einst aus dem Ausland mitgebracht habe, darunter Goethes »Faust«. Dir ist vielleicht unbekannt, daß es eine Zeit gab, wo ich den Faust (natürlich den ersten Teil) Wort für Wort auswendig wußte und mich daran nicht satt lesen konnte. Doch andere Zeiten, anderer Geschmack. In den letzten neun Jahren habe ich Goethe kaum wieder zur Hand genommen. Mit welchem unaussprechlichen Gefühl erblickte ich gestern das kleine, mir nur zu wohlbekannte Büchlein (die schlechte Ausgabe von 1828)! Ich steckte es zu mir, legte mich ins Bett und fing an zu lesen. Wie ergriffen war ich von der prächtigen ersten Szene! Die Erscheinung des Erdgeistes, seine Worte, die Dir wohl erinnerlich sind: »In Lebensfluten, im Tatensturm wall ich auf und ab«, erregten in mir einen längst nicht mehr empfundenen Schauer der Begeisterung. Diese Lektüre erinnerte mich auf einmal an Berlin und mein Studentenleben, an Fräulein Clara Stich, das allerliebste Gretchen, an Seydelmann als Mephistopheles und an die Musik von Radziwill und an was alles noch! – – Ich konnte lange nicht einschlafen. Meine Jugend stieg vor mir auf wie eine magische Erscheinung, ein neues Feuer durchglühte meine Adern, erweiterte mein Herz; etwas griff in dessen Saiten, und Wünsche brausten auf...

Da hast Du die Träumereien, welchen sich Dein alter, bald vierzigjähriger Freund in seiner Einsamkeit hingegeben hat. Wenn jemand mich in dieser Gemütsverfassung belauscht hätte! Doch warum soll ich mich ihrer schämen? Nein, diese Art verschämter Furcht ist nur der Jugend eigen, und ich merke, daß ich alt werde. Weißt Du, woran ich es merke? Ich suche jetzt vor mir selber die angenehmen Empfindungen zu vergrößern und die traurigen zu unterdrücken. In meiner Jugend verfuhr ich umgekehrt. Da gefiel

ich mir in meiner Trauer, bewahrte sie wie einen Schatz und machte mir aus einer frohen Wallung fast ein Gewissen.

Trotz all meiner Lebenserfahrung scheint mir jedoch, Freund Horatio, es gebe noch etwas in der Welt, was ich nicht erfahren, und dieses Etwas möchte vielleicht das Wichtigste sein.

Doch wo bin ich hingeraten? Lebe wohl! Ein andermal mehr. Was treibst Du in Petersburg ? Apropos, mein Koch Ssawelij läßt Dich grüßen. Er ist auch gealtert und ein wenig dick und schwerfällig geworden, was ihn übrigens nicht hindert, mir noch gute Hühnersuppen mit Zwiebeln zu bereiten, wie auch Käsekuchen mit zierlichen Rändern und saure Suppen mit Gurken, das beliebte Steppengericht, wovon Du einmal einen Pelz auf die Zunge bekamst, den Du vierundzwanzig Stunden nicht los wurdest. Nur seine Braten sind stets wie trockener Pappendeckel. Jetzt aber lebe wohl!

Dein P. B.

M., 12. Juni 1850

Ich habe Dir, teurer Freund, eine wichtige Neuigkeit mitzuteilen. Hör an! Gestern vor Tisch bekam ich Lust spazierenzugehen, und zwar nicht im Garten, sondern auf der Straße, die nach der Stadt führt. Ich wandere gern mit raschen Schritten, planlos auf einem Wege, der sich weit vor mir ausdehnt. Es ist einem dabei, als habe man ein Geschäft, eile irgendwohin. – Plötzlich sehe ich eine Kalesche mir entgegenfahren. Doch nicht zu mir? denke ich mit geheimem Schrecken... Aber nein; in der Kalesche saß ein mir unbekannter, schnurrbärtiger Herr. Ich beruhigte mich. Allein wie der Unbekannte mir nahe kommt, heißt er auf einmal seinen Kutscher halten, nimmt höflich seine Mütze ab und fragt mich noch höflicher, ob er nicht die Ehre habe, mit Herrn P.B. zu sprechen. Ich erwidere mit dem Mut eines Angeklagten auf der Verbrecherbank: »Der bin ich.« Dabei sehe ich den Herrn mit dem Schnurrbart an und denke: Gott, den muß ich schon irgendwo gesehen haben.

»Sie erkennen mich nicht?« ruft er, inzwischen aus dem Wagen steigend.

»Nein, mein Herr.«

»Und ich habe Sie gleich erkannt.«

Nun kam es heraus: es war Priimkow, weißt Du, unser alter Studiengenosse. Ei! denkst Du in diesem Augenblick, was ist denn das für eine wichtige Nachricht! Priimkow war, soviel ich mich erinnere, ein ziemlich hohler Bursche, weder bössartig noch dumm. Zugegeben, teurer Freund, aber höre weiter! »Ich war sehr erfreut zu hören«, sagte er, »daß Sie Ihr Gut wieder bezogen haben; denn ich wohne in Ihrer Nachbarschaft. Und ich bin es nicht allein, der sich darüber freut.«

»Erlauben Sie mir die Frage, wer noch die Liebenswürdige hat, sich zu...«

»Meine Frau!«

»Ihre Frau?«

»Ja, sie ist eine alte Bekannte von Ihnen.«

»Darf ich Sie bitten, mir zu erklären...«

»Ich habe Fräulein Wera Jelzowa geheiratet.«

»Wera Jelzowa?« rief ich unwillkürlich aus.

Das, lieber Freund, das eben ist die wichtige Neuigkeit, die ich gemeint habe. Aber damit Du auch begreifst, warum, muß ich Dir eine Episode aus meiner Vergangenheit, aus früher Vergangenheit, mitteilen.

Als ich im Jahre 1836 mit Dir die Universität verließ, war ich dreiundzwanzig Jahre alt... Du tratest in den Staatsdienst, ich entschloß mich, wie Du weißt, nach Berlin zu reisen. Allein, da ich vor dem Oktober in Berlin nichts zu tun hatte, wollte ich den Sommer in Rußland auf dem Lande zubringen, zum letzten Male die Freude eines süßen Müßigganges auskosten, um dann ernstlich an die Arbeit zu gehen. Wie weit dieses letztere Vorhaben zur Ausführung kam, davon reden wir jetzt nicht. Aber wo den Sommer zubringen? fragte ich mich. Auf meine Güter mich zu begeben, hatte ich keine Lust. Mein Vater war kürzlich gestorben, an nahen Verwandten fehlte es mir; ich fürchtete die Einsamkeit, die Langeweile. In dieser Verlegenheit nahm ich mit Freuden die Einladung eines Vettters auf sein im Gouvernement Twer befindliches Gut an. Er war ein vermögender, braver Mann, lebte als großer Herr und bewohnte ein prächtiges Haus. Ich zog zu ihm. Er hatte eine zahlreiche Familie, zwei Söhne und fünf Töchter; außerdem war seine gastfreie Wohnung stets von Fremden überfüllt. Gäste kamen unaufhörlich – und doch hatte man kein Vergnügen. Die Tage gingen geräuschvoll dahin; es war unmöglich, einen Augenblick allein zu sein. Alles wurde gemeinschaftlich vorgenommen, alle sannen auf irgendein Mittel, sich zu zerstreuen, und alle waren des Abends schrecklich übermüdet. Diese Art von Leben hatte etwas Abgeschmacktes. Ich nahm mir vor fortzugehen und wollte nur den Namenstag meines Vettters abwarten. Allein just an diesem Namenstag sah ich Wera Jelzowa, und – ich blieb.

Wera war damals sechzehn Jahre alt. Sie lebte allein mit ihrer Mutter auf einem kleinen Besitztum, fünf Werst entfernt von meines Vettters Gut. Ihr Vater war, wie man sagte, ein ausgezeichneter Mann gewesen. Rasch zu dem Rang eines Obersten avanciert, würde er es ohne Zweifel noch weiter gebracht haben, wäre er nicht als noch junger Mann durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd

von einem Kameraden erschossen worden. Er hinterließ Wera als Kind. Ihre Mutter war ebenfalls eine bedeutende Persönlichkeit, sehr belesen, sehr unterrichtet und mehrerer Sprachen mächtig. Mit ihrem Mann verband sie die innigste Liebe, obgleich sie sieben oder acht Jahre älter war als er. Er hatte sie aus dem väterlichen Hause entführt. Sie konnte sich niemals über seinen Verlust trösten, ging bis zu ihrem letzten Tag schwarz gekleidet und starb einige Zeit, nachdem sie ihre Tochter verheiratet hatte. Ich sehe sie noch vor mir mit ihrem ausdrucksvollen, schwermütigen Gesicht, ihrem dichten ergrauenden Haar, ihren großen Augen mit dem strengen, etwas erloschenen Blick und ihrer geraden, feinen Nase. Ihr Vater hieß Ladanow, war fünfzehn Jahre in Italien gewesen und hatte dort eine einfache Albanierin geheiratet, welche sich indes ihres Glückes nicht lange erfreute. Nachdem sie ihre einzige Tochter, Weras Mutter, zur Welt gebracht, wurde sie von einem jungen Trasteveriner, ihrem ersten Bräutigam, dem sie Ladanow entführt hatte, getötet. Diese Geschichte machte zu ihrer Zeit viel Aufsehen. Nach Rußland zurückgekehrt, schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein, um nicht wieder herauszugehen. Er beschäftigte sich mit Chemie, Anatomie und kabbalistischen Studien, forschte dem Geheimnis nach, das menschliche Leben zu verlängern, bildete sich ein, daß man mit Geistern verkehren und die Toten zitieren könne... Genug, seine Nachbarn betrachteten ihn als Hexenmeister. Er liebte seine Tochter außerordentlich und unterrichtete sie selbst in allem, aber daß sie sich von Jelzow hatte entführen lassen, vergab er ihr nicht. Weder sie noch ihr Mann durften ihm jemals unter die Augen kommen. Er prophezeite ihnen beiden ein unglückliches Leben und starb einsam.

Frau Jelzowa widmete nach ihres Mannes Tode ihre ganze Zeit der Erziehung der Tochter und sah fast keinen Menschen bei sich. Als ich die Bekanntschaft Weras machte, denke Dir, war sie noch in keiner Stadt, nicht einmal in der benachbarten Kreisstadt gewesen.

Wera unterschied sich von den gewöhnlichen russischen Fräulein, sie hatte ein ganz eigentümliches Gepräge. Gleich auf den ersten Blick überraschte mich die wunderbare Ruhe in all ihren Bewegungen und Reden. Sie schien sich um nichts zu bekümmern, noch zu beunruhigen, antwortete einfach und klug, hörte aufmerksam zu - und damit genug. Der Ausdruck ihres Gesichtes hatte die Of-

fenheit und Reinheit eines Kindes; er war etwas kalt und einförmig, ohne gerade nachdenklich zu sein. Lustig erschien sie selten und nicht wie andere Mädchen. Die Klarheit der unschuldvollen Seele, die liebenswürdiger ist als Lustigkeit, schimmerte in ihrem ganzen Wesen. Von mittlerem Wuchs, zart und anmutig, hatte sie feine, regelmäßige Züge, eine schöne glatte Stirn, goldig blondes Haar, eine gerade Nase wie die Mutter, ziemlich volle Lippen und dichte, nach oben gebogene Augenwimpern, unter denen hervor zwei schwarzgraue Augen fast zu sehr geradeaus blickten. Ihre Hände, obgleich klein, waren nicht eben schön; talentvolle Menschen haben keine solchen Hände. In der Tat besaß Wera auch kein besonderes Talent. Ihre Stimme klang wie die eines Kindes. Ich wurde beim Namensfest meines Veters ihrer Mutter vorgestellt, und einige Tage darauf machte ich meinen ersten Besuch bei ihnen.

Frau Jelzowa war, wie ich Dir schon gesagt, eine ausgezeichnete Persönlichkeit, aber von ganz eigentümlichem Wesen, charaktervoll, beharrlich und konzentriert. Sie flößte mir Achtung, ja selbst eine gewisse Furcht ein. All ihr Tun war systematisch geordnet, und sie erzog ihre Tochter diesem Grundsatz gemäß, ohne übrigens deren Freiheit einzuschränken. Die Tochter liebte sie und hatte ein blindes Vertrauen zu ihr. Übergab ihr die Mutter ein Buch mit den Worten: »Die und die Seite lies nicht«, so hätte Wera lieber schon das vorhergehende Blatt übersprungen, und vollends auf die verbotene Seite warf sie keinen Blick mehr.

Allein Frau Jelzowa hatte auch, wie die Franzosen sagen, ihre idées fixes, oder wie die Deutschen sagen, ihr Steckenpferd. So erfüllte sie zum Beispiel eine tödliche Furcht vor allem, was die Phantasie aufregen konnte, und infolgedessen hatte ihre Tochter mit sechzehn Jahren noch keinen Roman, kein poetisches Werk gelesen. Hingegen konnte diese mit ihrer Kenntnis der Geschichte, Geographie und sogar Naturgeschichte mich selbst, den Kandidaten, der, wie Du Dich erinnern wirst, keiner der letzten war, ganz verblüffen. Eines Tages suchte ich das Gespräch mit Frau Jelzowa auf ihr Erziehungssystem zu lenken, was nicht leicht war, da sie sich im allgemeinen sehr zurückhaltend zeigte. Sie schüttelte den Kopf und sagte:

»Sie behaupten, daß das Lesen der Poeten eine nützliche und angenehme Beschäftigung sei; mir scheint, daß man sich früh im Leben entweder für das Angenehme oder für das Nützliche entscheiden und daß man an der getroffenen Wahl für immer festhalten muß. Auch ich wollte einst beides vereinigen ... Doch das ist unmöglich und führt entweder zum Verderben oder zur Albernheit.«

Ja, Weras Mutter war ein seltenes Wesen, rechtschaffen und stolz, aber nicht ohne Fanatismus und eine Art Aberglauben. »Das Leben macht mich bange«, sagte sie einmal zu mir, und in der Tat hatte sie eine Bangigkeit vor dem Leben, vor dessen tiefinneren, geheimnisvollen Kräften, die bisweilen plötzlich hervorbrechen. Wehe dem, über den sie sich entladen! Und hatte die arme Frau nicht das Grausamste von ihnen erfahren? Bedenke man den Tod ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Mannes! Welche Kette schrecklicher Ereignisse!

Ich sah sie auch niemals lächeln. Man kann sagen, sie hatte ihr Herz verschanzt und den Schlüssel zur Festung im Wasser versenkt. Nie mochte sie ihre Schmerzen in den Busen eines andern ergossen haben; alles barg sie tief in sich. So sehr hatte sie sich gewöhnt, ihre Empfindungen zu beherrschen, daß sie selbst gegen ihre heißgeliebte Tochter Äußerungen der Zärtlichkeit vermied. Sie küßte sie niemals in meiner Gegenwart, nannte sie niemals Weren, sondern immer Wera. Ich erinnere mich, daß ich ihr einmal sagte, wir modernen Leute wären alle etwas anrücklich, worauf sie erwiderte: »Das hat keinen Sinn, man muß entweder ganz zerbrechen oder sich ganz unangetastet halten.«

Es kamen wenig Leute zu Frau Jelzowa; ich aber besuchte sie recht häufig, da ich bemerkte, daß sie mir Wohlwollen schenkte und Wera mir jetzt gefiel. Mit ihr unterhielt ich mich; ich ging mit ihr spazieren. Die Gegenwart der Mutter störte uns nicht im mindesten. Das junge Mädchen selbst entfernte sich nicht gern von ihr, und ich meinerseits hatte keinen Grund, mit ihr allein sein zu wollen. Diese offenerzige Wera hatte die eigentümliche Gewohnheit, laut zu denken, und nachts im Schlafe plauderte sie zuweilen von dem, was sie im Laufe des Tages beschäftigt hatte. Einmal sagte sie zu mir, indem sie mich scharf dabei ansah und ihrer Gewohnheit nach das Kinn leicht auf die Hand stützte: »Ich glaube, Herr B. ist ein recht guter Mann, aber verlassen kann man sich nicht auf ihn.«

Unsere Beziehungen zueinander waren rein freundschaftlich und harmlos. Nur einmal schien es mir, als bemerkte ich in der tiefsten Tiefe ihrer hellen Augen einen seltsamen Ausdruck von Zärtlichkeit; doch vielleicht täuschte ich mich.

Inzwischen vergingen Wochen und Monate; es war Zeit, an meine Abreise zu denken, und ich konnte zu keinem Entschlusse kommen. Ich erschrak bei dem Gedanken, dieses sanfte, junge Wesen zu verlassen, und Berlin hatte für mich keine Anziehungskraft mehr. Ich wagte mir selbst nicht zu bekennen, was in mir vorging; ja, ich verstand mich selbst nicht. Es war, als ob ein Nebel meine Seele verhüllte. Endlich wurde mir eines Morgens alles klar... Warum weitersuchen? fragte ich mich; welchem Ziele soll ich nachjagen? Das Richtige ist doch schwer zu finden. Wäre es nicht besser, hierzubleiben, zu heiraten?

Sieh, so wenig erschreckte mich damals der Gedanke ans Heiraten – im Gegenteil, ich erfaßte ihn mit Freuden. Am selben Tage entdeckte ich meine Gefühle, nicht Wera, wie man denken sollte, sondern ihrer Mutter. Die alte Dame sah mich an.

»Nein, mein Freund«, sagte sie, »gehen Sie nach Berlin. Sie sind recht brav, aber der Mann für meine Tochter sind Sie nicht.«

Ich blickte errötend zu Boden, und – worüber Du noch mehr erstaunen wirst – ich gab im Grunde meines Herzens der Mutter sofort recht. In der folgenden Woche reiste ich ab, und ich sah weder Frau Jelzowa noch ihre Tochter wieder.

Da hast Du, teurer Freund, die Erzählung meiner Abenteuer in aller Kürze – denn ich weiß, daß Du keinerlei Weitschweifigkeit magst... In Berlin vergaß ich sehr bald die hübsche Wera. Doch ich will es nur bekennen, die plötzliche Nachricht von ihr hat mich in eine gewisse Aufregung versetzt. Sie hier zu wissen in meiner Nähe, als meine Nachbarin, sie in einigen Tagen wiederzusehen, das war mir so überraschend. Das Vergangene stand mit einemmal, wie aus dem Boden emporgestiegen, vor mir und drang so an mich heran ...

Priimkow sagte mir bei unserem Begegnen, daß er mit seinem Besuch nur unsere ehemalige Bekanntschaft erneuern wollte und daß er hoffte, mich bald bei sich zu sehen. Er teilt mir mit, daß er in der

Kavallerie gestanden und mit Leutnantsrang aus dem Dienst getreten sei. Er habe ein Landgut, acht Werst von dem meinigen entfernt, gekauft, und seine Absicht sei, sich der Landwirtschaft zu widmen. Von den drei Kindern, die er gehabt, sind zwei gestorben, ein kleines fünfjähriges Mädchen ist ihm geblieben.

»Und Ihre Frau Gemahlin erinnert sich meiner noch?« fragte ich ihn.

»Ja«, erwiderte er mit einem gewissen Zögern, »sie war freilich noch sehr jung, als Sie sie kannten; aber ihre Mutter lobte sie stets, und Sie wissen, wie teuer ihr jedes Wort der Verstorbenen ist.«

Hier fielen mir die Worte ein, die Frau Jelzowa an mich gerichtet: »Sie sind der Mann nicht für meine Tochter«, und einen Seitenblick auf Priimkow werfend, dachte ich: Also Du warst der Mann für sie!

Er blieb mehrere Stunden bei mir. Er ist ein angenehmer, netter Mann, der in bescheidenem Tone spricht und dabei so gutmütig dreinsieht. Man kann nicht anders, als ihn gern haben. Doch seine Geistesfähigkeiten sind seit der Zeit, wo wir ihn kennengelernt, nicht vorgeschritten. Besuchen werde ich ihn ganz bestimmt, vielleicht morgen schon. Ich bin außerdem begierig zu sehen, was aus Wera geworden ist. Aber Du böser Mensch spottest meiner auf Deinem Direktionsbüro. Trotzdem will ich Dir berichten, welchen Eindruck sie bei mir hinterlassen wird. Lebe wohl!

Dein P. B.

M., 16. Juni 1850

Nun, mein Freund, ich bin bei ihr gewesen, ich habe sie gesehen! Vor allem muß ich Dir einen merkwürdigen Umstand mitteilen. Du magst es mir glauben oder nicht, Wera hat sich fast gar nicht verändert, in ihrem Aussehen wie in ihrer Gestalt. Als sie mir entgegenkam, konnte ich nur mit Mühe mein Erstaunen zurückhalten; ich sah vor mir das junge siebzehnjährige Mädchen, gerade wie ehemals. Nur den Augen fehlte der kindliche Ausdruck, den sie aber auch nie gehabt; sie waren in ihrer Jugend schon zu feurig für Kinderaugen. Sonst ist sie noch ganz wie damals: dieselbe Ruhe in Gang und Haltung, dieselbe Stimme, dieselbe glatte Stirn. Als hätte sie diese ganze Reihe von Jahren irgendwo unter einer Schneedecke zugebracht!... Und sie ist jetzt achtundzwanzig Jahre alt und hat drei Kinder gehabt ... Unbegreiflich! Denke nicht etwa, daß ich aus Voreingenommenheit übertreibe. Im Gegenteil, diese »Wandellosigkeit« gefällt mir an ihr ganz und gar nicht.

Mit achtundzwanzig Jahren soll eine Frau und Mutter nicht mehr wie ein junges Mädchen aussehen; sie hat ja doch nicht umsonst gelebt.

Wera empfing mich sehr freundlich, und vollends ihr Mann war hochofrenut über meinen Besuch. Der gute Kerl scheint sich wirklich nur danach umzusehen, wo er sich an jemand attachieren kann. Sie haben ein recht bequemes und sauberes Wohnhaus. Auch die Toilette Weras war ganz mädchenhaft. Sie trug ein weißes Kleid mit einem blauen Gürtel und eine feine goldene Kette um den Hals. Ihr Töchterchen ist allerliebste, sieht ihr aber nicht ähnlich und erinnert mehr an die Großmutter. Ein wohlgetroffenes Bild dieser seltsamen Frau hängt im Salon über dem Sofa. Es fiel mir gleich in die Augen, als ich eintrat; es schien streng und aufmerksam auf mich zu blicken.

Wera nahm ihren Lieblingsplatz auf dem Sofa unter dem Bild ein, ich setzte mich ihr gegenüber, und indem wir von der Vergangenheit redeten, konnte ich nicht umhin, oft die Augen zu der düsteren Gestalt der Mutter zu erheben. Du kannst Dir mein Erstaunen denken, wenn ich Dir sage, daß eingedenk der Lehren ihrer Mutter Wera bis jetzt keinen einzigen Roman, kein einziges poetisches oder, wie sie sich ausdrückt, erdichtetes Werk gelesen hat. Eine sol-

che Gleichgültigkeit gegen die edelsten Geistesgenüsse ärgert mich. Bei einer gescheiterten und, soweit ich sie beurteilen kann, feinfühligem Frau ist das geradezu unverzeihlich.

»Also«, fragte ich sie, »haben Sie es sich zur Pflicht gemacht, niemals derartige Bücher zu lesen?«

»Nein«, erwiderte sie; »aber ich kam nicht dazu, ich hatte keine Zeit.«

»Keine Zeit? Ich staune. Aber Sie«, wandte ich mich an Priimkow, »warum haben Sie Ihrer Frau nicht Geschmack für Literatur beigebracht?«

»Ich würde es sehr gern getan haben«, versetzte er, »indes...«

Wera fiel ihm ins Wort.

»Stelle Dich doch nicht so an! Du bist selbst kein großer Liebhaber von Versen.«

»Von Versen, das ist richtig«, erwiderte Priimkow, »aber Romane zum Beispiel...«

»Wie verbringen Sie denn Ihre Abende«, fragte ich Wera, »spielen Sie Karten?«

»Zuweilen. Aber an Beschäftigung fehlt es uns ja nicht. Wir lesen auch. Es gibt außer Poesie noch eine ganze Anzahl vortrefflicher Bücher.«

»Was haben Sie nur gegen poetische Werke?«

»Ich habe nichts gegen sie; allein von klein auf ließ ich diese erdichteten Werke ungelesen. Meine Mutter wollte es so, und je älter ich werde, desto mehr überzeuge ich mich, daß alles, was meine Mutter tat und sprach, heilige Wahrheit war.«

»Sehr wohl; aber ich kann Ihnen doch nicht beistimmen. Ich glaube, daß Sie gar keinen Grund haben, sich eines so reinen und berechtigten Genusses zu berauben. Sie werfen doch auch nicht die Musik, die Malerei; warum denn nur die Dichtkunst?«

»Ich verwerfe sie gar nicht, ich habe sie bis jetzt nur nicht kennengelernt, das ist alles.«

»Dann lassen Sie das meine Sache sein. Ihre Frau Mutter hat Ihnen doch wohl nicht für alle Zeit verboten, mit der schönen Literatur bekannt zu werden?«

»Durchaus nicht. Bei meiner Verheiratung nahm sie jedes Verbot zurück. Aber mir selbst kam es nicht in den Sinn, diese – wie nannten Sie sie doch gleich? – Romane zu lesen.«

Ich hörte ihr mit Befremden zu; das hatte ich nicht erwartet. Sie sah mich dabei ruhig an, so wie die Vögel blicken, wenn sie furchtlos sind.

»Ich will Ihnen ein Buch bringen«, rief ich. Mir fiel gerade der Faust ein.

Wera stieß einen leisen Seufzer aus und sagte mit einer gewissen Ängstlichkeit:

»Ein Buch... Doch nicht etwa von George Sand?«

»Ah, Sie haben also doch von dieser Dichterin gehört? Nun, und wenn es ein Buch von ihr wäre, was würde das schaden! Doch nein, ich bringe Ihnen einen anderen Autor. Sie haben doch Ihr Deutsch nicht vergessen?«

»Nein.«

»Sie spricht es wie eine Deutsche«, fiel Priimkow ein.

»Vortrefflich, nun, Sie sollen sehen, was ich Ihnen für ein wunderbares Buch mitbringe.«

»Schön, wir wollen sehen. Aber jetzt kommen Sie in den Garten, meine kleine Natascha hält es nicht länger aus.«

Sie setzte einen runden Strohhut auf, einen rechten Kinderhut, ganz wie der ihres Töchterchens, nur etwas größer. Ich ging neben ihr. In der frischen Luft, im Schatten der hohen Linden, kam mir ihr Gesicht noch lieblicher vor, besonders wenn sie das Köpfchen leicht zurückbog, um unter dem Hutrand hervor zu mir aufzublicken. Ging Priimkow nicht hinter uns her und hüpfte das kleine Mädchen nicht voraus, ich hätte mir einbilden können, ich sei noch der zwei- und zwanzigjährige junge Mann, im Begriff, nach Berlin zu reisen. So lebhaft fühlte ich mich in jene Zeit zurückversetzt und das um so mehr, als auch der Garten, in dem wir uns jetzt befanden, dem der

Frau Jelzowa sehr ähnlich sah. Ich konnte mich nicht enthalten, Wera diesen meinen Eindruck mitzuteilen.

»Alle sagen mir«, erwiderte sie, »daß ich mich äußerlich wenig verändert hätte. Ich bin übrigens auch in meinem Innern dieselbe geblieben.«

Wir näherten uns einem chinesischen Pavillon.

»Ein solches Häuschen«, bemerkte Wera, »hatten wir in Ossipowka nicht. Achten Sie nicht darauf, daß es so verwittert und baufällig aussieht; drinnen ist es recht hübsch und kühl.«

Wir traten ein; ich sah mich um.

»Wissen Sie«, sagte ich zu Wera, »hierher lassen Sie, wenn ich wiederkomme, einen Tisch und einige Stühle bringen. Hier ist es wirklich prächtig. Hier lese ich Ihnen Goethes Faust vor; nichts Geringeres will ich Ihnen vorlesen.«

»Jawohl, hier sind keine Fliegen«, bemerkte sie naiv. »Und wann kommen Sie wieder?«

»Übermorgen.«

Plötzlich sprang die kleine Natascha, die zugleich mit uns eingetreten war, bleich und mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

»Was hast du?« fragte Wera.

«Ach, Mama! Sieh, sieh, das schreckliche Tier!« rief das Kind und zeigte auf eine ungeheure Spinne, die an der Wand heraufkroch.

»Warum fürchtest du dich?« fragte Wera. »Sie tut dir nichts.« Und ehe ich sie hindern konnte, nahm sie das widerwärtige Insekt, ließ es einen Augenblick auf ihrer Hand kriechen und warf es dann hinaus.

»Ei«, rief ich, »wie tapfer Sie sind!«

»Wieso tapfer? Das war keine von den giftigen Spinnen.«

»Ich sehe, die Naturgeschichte ist noch immer Ihre Stärke. Aber wahrlich, ich hätte das abscheuliche Insekt nicht angegriffen.«

»Man hat sich nicht davor zu fürchten«, wiederholte Wera. Natascha sah uns beide an und lachte.